

## **Zu was ist der Mensch noch nütze?**

### **Das Diktat der „Brauchbarkeit“ oder: Rationalisierung als Sachzwang**

---

Prof. Dr. Sven Papcke, geb. 1939 in Hamburg, Studium der Geschichte und Soziologie in Hamburg und London, war von 1968 an wissenschaftlicher Assistent an der Ruhr-Universität Bochum, 1973 Assistenzprofessor an der FU Berlin und ist seit 1974 Professor für Soziologie an der Universität Münster.

Der seinerzeit bekannte, 1930 verstorbene Nationalökonom Karl Wilhelm Bücher hat in anregender Art und Weise geschildert, wie im langen Verlauf der menschlichen Kulturentfaltung so verschiedene Tätigkeiten wie Spiel, Arbeit oder Kunst immer durch ein besonderes Band miteinander verbunden blieben: nämlich durch den *Rhythmus*. In seinem noch in den zwanziger Jahren neu aufgelegten Werk über „Arbeit und Rhythmus“ aus dem Jahr 1896 wies der Leipziger Gelehrte nach, daß „der Rhythmus Lustgefühle erweckt“, weil er dem organischen Wesen des Menschen entspreche. Soweit also das Arbeitstempo selbst bestimmt werden konnte - was die Pausensetzung einschloß -, erleichterte rhythmische Strukturierung, ja Einförmigkeit die menschliche Arbeit nicht nur, sondern förderte neben ihrer Durchplanung und damit Mechanisierung frühzeitig auch die Ausbildung zweckgerechter Kooperationsformen. Nach Sichtung vieler zivilisationsgeschichtlicher Zeugnisse zum Thema „Der Mensch bei der Arbeit“ konnte Bücher zeigen, nicht zuletzt mit Blick auf die wichtige Rolle der Arbeitsgestaltung - etwa des gemeinsamen Singens bei der Beschäftigung -, daß sich bei Beachtung der körperlich-seelischen Verfassung des Menschen Wohlbefinden und Anstrengung keineswegs ausschließen.

#### Entäußerung an fremde Zwecke

In der traditionellen Arbeitsorganisation lag der Gebrauchswert des Menschen in seiner Unersetzbarkeit, er fand seine Grenze in der beschränkten Belastbarkeit. Das seit Adam Smith 1776 entdeckte Prinzip der planbaren Arbeits-Teilung führte zu einer immer ausschnittthafteren Inanspruchnahme der menschlichen Fähigkeits-Profile, dafür zur um so drückenderen Arbeitsbelastung. Dennoch stand bis zur Erfindung der sogenannten „wissenschaftlichen Betriebsführung“ am Anfang dieses Jahrhunderts durch den amerikanischen Ingenieur Frederic Winslow Taylor nur die Natur, noch nicht aber der Mensch einer umfassenden Aus-Nützung zur Verfügung, jedenfalls der Idee nach und weil vorher auch die Möglichkeiten fehlten, um die Arbeitskraft so

zu analysieren, daß sie gleichsam naturwissenschaftlich geplant und maschinengerecht eingesetzt werden konnte.

Die Arbeit und ihre Verwaltung waren bis in die jüngere Neuzeit hinein durchgängig von moralischen Vorstellungen vom „angemessenen Arbeitsvermögen“ der Menschen begleitet, was keineswegs dessen zeitlich extensive Ausschöpfung beeinflusste. Zu der Zeit, als Bücher seine Einsichten über den historisch-offensichtlichen Gleichklang von „Arbeiten“ und „Wohlbefinden“ veröffentlichte, war von solchen moralischen Vorstellungen allerdings wenig übrig geblieben. Die Arbeitswelt insgesamt sah sich seit längerem Sachzwängen ausgeliefert, die auf geistige, emotionale oder auch körperliche Vorgaben der Arbeitskraft keine Rücksicht nahmen. Die Lebenswelt der Menschen wurde mehr und mehr durch die Arbeits- und Berufswelt bestimmt, die ihrerseits allein wirtschaftlichen Regeln unterlag, welche mit der Pflege des überlieferten „Rhythmus“ nichts mehr im Sinne hatten. Vielmehr läutete der Kosten-Nutzen-Kalkül das Zeitalter des Großbetriebes ein; diesem Kalkül hatte sich alles und jedermann zu fügen, wollte er in der industriellen „Marktgemeinschaft“ überleben. Was Wunder, daß seither das Diktat der funktionellen Argumente in der Fabrikwelt von den Betroffenen als Überwältigung durch eine fremde Zweckrationalität empfunden wurde und keineswegs als „Glückssteigerung“, wie zuvor vom Fortschrittsoptimismus vollmundig versprochen.

Dabei besteht das Problem nicht in einem irgendwie unvermeidbaren Konflikt von „Nutzen“ und „Lebensqualität“: Wie Karl Bücher nachgewiesen hat, ist der Wille zur Erhöhung der Effektivität -wie die Chronik der Arbeit verrät - ja nicht an sich unethisch, wird doch auf dem Wege einer derartigen Zweck-Mittel-Verbesserung *tatsächlich* die allgemeine Wohlfahrt erhöht. Solche Verbesserung dürfe jedoch nicht nur an quantifizierbar-materiellen Größen gemessen werden; zu betrachten sei viel allgemeiner die Stellung, Befindlichkeit und Wertschätzung des Menschen in der technischen Zivilisation. In einer einflußreichen, wenngleich längst vergessenen Schrift mit dem Titel „Ethik und Kapitalismus“ wies der Schriftsteller Gottfried Traub 1909 auf diese Wechselbeziehung von „Sittlichkeit“ und „Nützlichkeit“ hin: „Eine sittliche Weltordnung ist undenkbar, in welcher dauernd sittliche Gedanken und nützliche Erfolge sich widersprechen. Das Gute umschließt in letzter Linie beides, technisch Zweckmäßiges und menschlich Vollkommenes. Nur sittlicher Rigorismus schließt aus der Weltauffassung jede Reflexion auf das Nützliche aus. Das bedeutet vielmehr einen Abbruch am sittlichen Ideal. In diesem muß alles eingeschlossen sein, was wirklich zweckmäßig ist. Im Ideal fallen die Maßstäbe der „Nützlichkeit“ und der „Sittlichkeit“, die sich im praktischen Leben oft scharf widersprechen, vollständig in eins. Freilich wird nicht das Gute vom Nützlichen, sondern das Nützliche vom Guten aufgesaugt.“<sup>1</sup>

So das philosophische Soll - in der Wirklichkeit sah die Sache freilich ganz anders aus. Der Autor selbst hob wenige Seiten später lapidar hervor<sup>2</sup>, daß

<sup>1</sup> Gottfried Traub, Ethik und Kapitalismus Grundzüge einer Sozialethik, Heilbronn 1909, S 114 f

<sup>2</sup> deis, a a 0 S 119

„auch dem Blinden klar wird, wie weit Rentabilität und Gemeinnutzen auseinanderliegen“. Solche Unvereinbarkeit aber kennzeichnet das Problem, mit dem wir es seither zu tun haben: Denn obwohl der Nutzen des Wirtschaftswachstums schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht zu übersehen war, stellten sich viele Zeitgenossen die Frage, ob dieser Erfolg nicht teuer erkaufte war, wobei damals noch niemand etwas von ökologischen Folgeschäden ahnte. Vor allem das Zweck-Mittel-Denken der neuzeitlichen Nützlichkeitsphilosophie - laut Karl Marx nichts als „der Sieg . . . der Habsucht über die Genußsucht“ - geriet in Verruf, je mehr es sich auf immer weitere Lebensbereiche erstreckte und diese zum Teil drastisch umkrepelte. Dabei war das Motiv der Kritik nicht abstrakte „Fortschrittsfeindschaft“; vielmehr wurde die Sorge spürbar, der allseitige Druck von Nützlichkeits- und Brauchbarkeitserwägungen führe am Ende zu einer Verdinglichung des Menschen, die seiner Würde schade.

Noch im 18. Jahrhundert hatte die „Aufklärung“ die zweckverpflichtete Modernisierung aller Verhältnisse verlangt, gerade um den Menschen aus seiner „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ herauszuführen, wie Immanuel Kant gefordert hatte. Mit Hilfe des Vernunftgebrauchs sollte er sich zum tatsächlichen Herren der Schöpfung aufschwingen, um die unermesslichen Vergütungen zu genießen, die solche Inbesitznahme versprach. Nur so ist zu verstehen, daß einer der Vorreiter der „Aufklärung“ - der französische Denker Denis Diderot - an prominenter Stelle ein noch heute packendes Hohelied auf die zukünftige Erhebung des Menschen anstimmte. In der von ihm selbst mitgegründeten, ab 1751 erschienenen „Enzyklopädie“ -bis 1780 lagen 35 Bände vor - beschrieb Diderot, warum alles, was im Weltall geschehe, „auf den Menschen bezogen bleibt“: Der Mensch sei das wahre Maß aller Dinge, da ohne ihn der Kosmos „unbemerkt“ bliebe, kein bewußtes Wesen Anteil nähme und Sinn sähe! Deswegen aber sei auch alles, was geschehe, an der Forderung zu messen, ob dadurch das Glück des Menschengeschlechts ebenso wie das jedes einzelnen Erdenbürgers gepflegt würde.

So weit so gut: Wenige Jahrzehnte später war augenfällig, daß die schönsten Absichten nichts gegen die freigesetzte Sachlogik der modernen Wirtschaftswelt vermochten. Bündig wiesen Friedrich Engels und Karl Marx in ihrer 1846 abgeschlossenen Schrift „Die deutsche Ideologie“<sup>3</sup> nach, inwiefern sich „die Nützlichkeitslehre allmählich in eine bloße Apologie des Bestehenden verwandelte“, ohne freilich den Anspruch aufzugeben, daß die sich entwickelnden Sozialbindungen zugleich auch „die vorteilhaftesten und gemeinnützlichsten seien“. Mit Blick auf diese Verkehrung von Wohltat in Plage sah sich bereits in der Romantik das Bündnis von Zweckdenken, Philosophie und Kunst aufgeündigt, das doch der modernen Zeit in den Sattel geholfen hatte. Die gängigen Zweckerwägungen bezogen sich also hinfort weniger auf die schöngeistigen als vielmehr auf die positiven Wissenschaften, die damit ihre Karriere antraten. Klagen über die verlorene Schönheit im Säkulum solcher

---

3. MEW 3.S. 399.

Nützlichkeit waren die folgerichtige Antwort; sie verrieten in den Worten des englischen Dichters William Wordsworth die tiefe Verzweiflung, daß noch die besten Fähigkeiten des Menschen - etwa seine wissenschaftliche Kompetenz - ihm schließlich zum Schaden ausschlugen. Je „nützlicher“ der Mensch durch seine immer umfassendere Verwertung in der Arbeitswelt wurde, desto geringer schien sein *Selbstwert* zu werden.

Eine wahrlich fatale Dialektik, die noch unterstrichen wurde durch den Hang der industriellen Moderne, alles und jedes als Ware zu betrachten. Dabei entwickelten sich schnell die psychologischen Geißeln der Selbstentfremdung und Entmenschlichung, die soziale Beziehungen nach kaufmännischen Gesichtspunkten zu regeln pflegen, und die auch einen Baum nicht als Baum, sondern als Nutzholz sehen. „Indem das, was ursprünglich dem Menschen bloßes Mittel war - zu einem anderweitig wertvollen Zweck -, selbst zum Zweck oder Selbstzweck wird, verselbständigt sich das Mittelbare zum Zweckhaften und verliert damit seinen ursprünglichen Sinn“, derart hat der Heidelberger Philosoph Karl Löwith<sup>4</sup> solche Wertminderung zu erklären versucht. „Diese Verkehrung kennzeichnet die gesamte Kultur, deren Einrichtungen, Institutionen und Betriebe so ‚rationalisiert‘ sind, daß sie es nun sind, welche den Menschen, der sich darin eingerichtet hat, nun ihrerseits wie ein ‚starres Gehäuse‘ umschließen und bestimmen.“

#### Taylor oder der Siegeszug der Effektivität

Das vielstimmige Wehgeschrei über den „Utilitarismus“ belegte freilich nur, daß er unaufhaltsam wirkte; die „Utilitarians“ waren eben keineswegs „Futilitarians“ (also Vergeblichkeits-Denker) wie Robert Southey 1827 noch spöttisch meinte. Dieselbe Macht, die Eisenbahnen, Telegraphen oder Walzwerke zum Leben erweckte, regierte auch das gesellschaftliche Leben und gestaltete das Wissen um. Das Kosten-Nutzen-Denken überwand alle Einwände, weil es greifbare Vorteile bot. Als, wie soll man sagen, „Effektivitätsfieber“ machte es vor nichts halt - vor der Kunst ebensowenig wie etwa vor dem Zeitgefühl der Epoche. Mit Blick auf „Brauchbarkeit“ und „Wirtschaftlichkeit“ war der Industriebürger nichts als ein Rendite-Faktor! Es war mithin nur eine Frage der Zeit, bis dieser Kalkül nicht nur die Geschäftswelt regelte, sondern auch deren Produzenten berechenbarer machen wollte. Mit dem Aufkommen einer besonderen „Arbeitswissenschaft“ sah sich dann tatsächlich der tätige Mensch gewogen und zu leicht befunden.

Radikalster Ausdruck eines rein mechanistisch-instrumentellen Arbeitsverständnisses, das Beschäftigung wie Beschäftigte ausschließlich unter der Maßgabe einer ökonomischen, keineswegs aber ergonomischen Leistungskategorie „wertete“, war schon frühzeitig der sogenannte „Taylorismus“: Damit schien ein System zur Vermessung und Berechnung der Arbeit gefunden, welches das ganze Spektrum menschlicher Verrichtungen ohne Wenn und Aber

---

4. Karl Löwith, Gesammelte Abhandlungen, Stuttgart 1960, S. 2S.

seiner höchsten Effektivität zuführen konnte. „Bisher stand die Persönlichkeit' an erster Stelle, in Zukunft wird die Organisation und das System an erste Stelle treten." Nicht ohne Genugtuung schildert Taylor in seinem 1911 veröffentlichten Bestseller „Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung“<sup>5</sup> diese Wende als endlichen Triumph des Nutzendenkens: Nachdem auf dem Boden des utilitären Menschenbildes der Arbeiter schlicht eine „Kraftmaschine" war, ließ sich in experimentellen Untersuchungen eine zeitliche Ökonomisierung der Arbeitsvollzüge entwickeln.

Grundlagen einer derartigen Wirtschaftlichkeits-Wissenschaft waren das Arbeits- und Zeitstudium, die Zerlegung der beobachteten Arbeitselemente, die darauf aufbauende Standardisierung der Arbeitsabläufe, die Normierung aller Werkzeuge und Geräte, die Festlegung von Leistungs-Vorgaben, ausstoßorientierte Lohnformen - etwa der von Taylor vorgeschlagene Pensumlohn- sowie die wissenschaftliche Neuordnung des Gesamtbetriebes. Im kühnen Griff sollte, wie es heißt, das Arbeiter- wie auch das Managerverhalten revidiert werden durch die Einsicht in wissenschaftlich erschlossene *Gesetze* der Effektivität; alle alten, noch der Manufakturperiode entstammenden „Faustregeln" über Arbeitsleben, Arbeitsverwaltung und Arbeitsurnfang waren über Bord zu werfen. Um sein (bald so getauftes) „Schwitzsystem" dennoch für die betroffenen Arbeiter attraktiv zu machen, entwickelte Taylor zugleich eine Art von „Locksystem", die restlose Verausgabung der eigenen Arbeitskraft schien danach als Selbstnutzen wünschbar. Der von ihm entworfene Standard einer täglichen Normal-, das heißt Höchstleistung sollte es erlauben, nach Effektivität abgestufte Löhne zu zahlen, zwar ein Mehrkostenaufwand für den Betrieb, nach Taylors Schätzungen aber bei weitem wettgemacht durch die gesteigerte Produktivität.

Dabei war sein Effektivitätsplan von bestürzender Schlichtheit. Da der „größere Nutzen" aller Leistungssteigerungen angeblich doch „der ganzen Welt . . . zugute kommen" würde<sup>6</sup>, war für den von seinen Zeitgenossen der „schnelle Taylor" genannten Erz-Utilitaristen jede Nutzeffekt-Steigerung legitim, jede Ineffizienz geradezu verwerflich. Ohne Rücksicht auf den Menschen und seine Bedürfnisse beschrieb der „amerikanische Hetzvogel" (Richard Woldt) in seinen „Grundsätzen" den Arbeiter als „intelligenten Gorilla", nicht mehr und nicht weniger. Sei die von ihm vorgeschlagene „analytische Arbeitsplatzbewertung" erst einmal akzeptiert, dann produziere der in einen Quasi-Roboter verwandelte Arbeiter nicht nur unvergleichlich effektiver: „Je mehr der Mensch in seiner Arbeit zur Maschine wird", faßte Woldt diese Lehre zusammen<sup>7</sup>, „desto mehr kann er in der Qualität leisten." Er wäre aber auch, versuchte Taylor etwa durch das Vermessen des Verladens von Roheisen zu zeigen, mittels zeitsparender Routine vor den geist- wie nervtötenden Irritationen geschützt, selbst Entscheidungen treffen zu müssen. Sol-

---

5. Deutsche Übersetzung von Rudolf Roesler, München 1913, S. 4.

6. ders., a. a. O., S. 153.

7. Richard Woldt, Der industrielle Großbetrieb, Stuttgart 1911, S. 166.

eher „Erfolg“ läßt sich mit einem deutschen Meisterschüler Taylors, dem renommierten Arbeitswissenschaftler Georg Schlesinger<sup>8</sup>, auch anders formulieren: Es könne gar keine Rede davon sein, daß die Betriebswissenschaft dem Arbeiter die Chance raube nachzudenken; im Gegenteil, so der Berliner Gelehrte ganz ohne alle Ironie, „sie veranlaßt, daß er nunmehr an nichts weiter denkt als an seine Arbeit“!

Der aus den USA stammende Taylor, der im Leistungs-Experten einen modernen Zentralberuf erfand, starb 1915 im Alter von neunundfünfzig Jahren in Philadelphia. Schon zu seinen Lebzeiten fand die provokative Beschreibung des arbeitenden Menschen als eines „gierigen Roboters“ nicht nur Zustimmung. Übrigens auch nicht im Unternehmerlager, wollte doch die wissenschaftlich begründete Nutzen-Bilanz auch die Betriebsleitung unter ihre Vormundschaft nehmen. Viele Wirtschaftskräfte neigten daher lieber einem Alternativ-Konzept zu, nämlich der Produktivitätssteigerung durch das Fließband, das Henry Ford zu gleicher Zeit entwickelt hatte. Dabei war es nur eine Frage der Zeit, daß „Fordismus“ und „Taylorismus“ verschmolzen.

Wichtige Einwände gegen den Taylorismus bezweifelten damals gerade die Effektivität seines Wirkens. Denn falls seine Vorstellungen die Komplexität des Faktors Arbeitskraft verkannten, waren für die Betriebsführung Störungen zu erwarten, die alle Effektivitätsgewinne aufzehren konnten. Ließe sich denn die Kraftabgabe des Arbeiters wirklich mit der Leistung eines Gerätes vergleichen?, so wurde gefragt. Was hatte es mit der „Motivation“ auf sich? Wie waren Phänomene wie „Ermüdung“ oder auch „Unaufmerksamkeit“ einzuordnen? Aus dieser Kritik entwickelte sich im weiteren die bis heute vorherrschende Richtung der Arbeitswissenschaft, die „das menschliche Element“ im Produktionsprozeß unbefangener und vor allem genauer studieren wollte. Freilich durchaus im Sinne Taylors, denn auch hier sollte festgestellt werden, wie die Produktion störungsfreier, mit weniger Fehlern und vor allem effektiver zu gestalten sei.<sup>9</sup>

„Es besteht kein *junetim* zwischen Produktivitätsfortschritt und Humanitätsfortschritt“, so der Sozialphilosoph Helmut Fleischer<sup>10</sup>, „weil gesteigerte Produktivität prinzipiell auch gesteigerte Destruktivität bedeutet.“ Diese Einsicht bezog sich zwar damals noch nicht so sehr auf die ökologische Gefahr, aber dennoch: Bei aller Seelenlosigkeit des Utilitarismus à la Taylor, bei aller entsprechenden Kritik an Einzelpunkten seiner Lehre - als Weltanschauung ist der Taylorismus aktuell wie eh und je! Und das aus vielerlei Gründen. Seitdem im Jahr 1918 beispielsweise Lenin den Taylorismus für die junge Sowjetunion reklamierte und Stalin 1935 durch Einführung des Akkord-Systems den sogenannten „Stachanowismus“ förderte, ist die systemübergreifende Anziehungskraft auf den Nutzen reduzierter Arbeitsverhältnisse evi-

8. Georg Schlesinger, Betriebsführung und Betriebswissenschaft, in: Technik & Wirtschaft. Monatsschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, 6. Jhg. (1913), Heft 8, S. 525 ff., hier S. 538.

9. Vgl. dazu die kritische Studie von Michael Rose, Industrial Behaviour. Theoretical Development since Taylor, Harmondsworth 1981.

10. Helmut Fleischer, Marxismus und Geschichte, Frankfurt 1969, S. 91.

dent, wobei im Ostblock noch nicht einmal die gewerkschaftliche Widermacht gegen den Leistungsdruck zugelassen wird.

Taylors Vorschlag, die wirtschaftliche Fremdbestimmung des Arbeitslebens um die organisatorische zu erweitern, war von durchschlagendem Erfolg, wie es die seither zu beobachtende Zusammenfassung der betrieblichen Dispositionsmacht in Experten Händen zeigt. Und weiter: Nutzendenken als Gegenstand von Wissenschaft hat die Entfremdung im Arbeitsleben nicht nur vorangetrieben, sondern sie zugleich auch gerechtfertigt, weil „die Wissenschaft“ - als Ausdruck eines geregelten Vernunftgebrauchs - in der Moderne eben eine besondere Rolle spielt: Ihr öffentliches Auftreten bietet sich immer in weißer Weste dar, weil sie doch nur tut oder veranlaßt, was ehrwürdig, klug oder eben fortschrittlich ist. Noch etwas aber spricht für den Taylorismus: Mit festem Blick auf das Gesamtwohl - idealiter die Summe des individuellen Glücks! - entwickelte dieser Ansatz ein ausgefuchstes System zur Ausnutzung und Unterwerfung der menschlichen Arbeitskraft. Damit - wie es unmißverständlich bei Taylor heißt - der Arbeitgeber nicht nur wieder „Herr im eigenen Betrieb“ wird, sondern sich die Sache für ihn auch auszahlt, enthält die „wissenschaftliche Betriebsführung“ auch ein Konzept zur Disziplinierung der Arbeiterschaft.

Freilich, der Widerspruch solcher Argumentation zum Anspruch des Gemeinwohls scheint dem Verfasser nie aufgefallen zu sein, das „Gemeinwohl“ war inzwischen wohl auch zu einer nichtssagenden Floskel verkümmert. Hier aber wiederholt sich das Dilemma eines fehlgelaufenen Utilitarismus, der seine früheren Glücksvisionen einfach auf das Maß der bestehenden Zustände zurückstutzte. Nützlich war der Mensch demnach nicht länger, weil er sich und seine Befähigungen einbrachte in die Förderung auch seines Glücks durch die Mehrung des Allgemeinwohls; vielmehr entdeckte sich sein „Gebrauchswert“ zunehmend als Pflicht der Steigerung ungleich verteilter Sachwerte. Und das verlangte überdies von den Arbeitnehmern, ihre Bedürfnisse und Fähigkeiten auf die Anforderungsprofile eines Wirtschaftssystems zuzuschneiden, welches immer selbstverständlicher von seiner Überlegenheit ausging und eine brauchbare Paßform des Menschen zur Bedingung machte.

#### Sachzwang Dauer-Rationalisierung?

Mitte Mai 1981: In der amerikanischen Hauptstadt Washington tagt der 25. Weltkongreß des „Internationalen Metallarbeiterbundes“, eine einflußreiche Organisation, die mit ihren 170 Gewerkschaften aus über 70 Ländern insgesamt fast 15 Millionen Arbeitnehmer vertritt. Als amtierender Präsident dieses Dachverbandes hält Eugen Loderer die Eröffnungsansprache. Mit Nachdruck hebt der Vorsitzende der IG Metall hervor, daß Entwicklung und Anwendung neuer Technologien der einzige Weg für die westlichen Wirtschaftsgesellschaften sei, um dem immer härter werdenden internationalen Wettbewerb - vor allem mit Japan - auch in Zukunft standzuhalten. Weiter führt er aus: „Dabei dürfen wir keine Angst haben, wenn Arbeitsplätze der

Rationalisierung zum Opfer fallen. Dafür werden an anderer Stelle neue geschaffen. Nur Idioten würden versuchen, den Fortschritt aufzuhalten."<sup>11</sup>

Ein Rückblick auf das Auf und Ab etwa des bundesdeutschen Arbeitsmarktes zwischen 1950 und 1970 kann verdeutlichen, daß Loderers Innovations-Hoffnung durchaus den realpolitischen Zuschnitt der hiesigen Gewerkschaftsbewegung spiegelt. Sind doch in dem genannten Zeitraum 27 Millionen Arbeitsplätze weggefallen, wohingegen gleichzeitig aber 32 Millionen Stellen neu geschaffen werden konnten. Und dieser positive Überschuß von 5 Millionen Arbeitsplätzen war dem rechtzeitigen Einsatz neu-entwickelter Techniken zu danken, der nicht zuletzt auch auf Drängen der Gewerkschaften möglich wurde. Obschon seit der ersten großen Rationalisierungs-Welle Mitte der zwanziger Jahre auch den Gewerkschaften die Triftigkeit jener Definition Carl Friedrich von Siemens<sup>5</sup> bewußt war, wonach „Rationalisierung heißt: mit weniger Menschen dieselbe Leistung zu vollbringen“, erkannte man gleichzeitig doch einen Neuerungsdruck der Wirtschaft an. Die Existenz der - vor allem auch - internationalen „Konkurrenz“ begründete die Notwendigkeit, hinter die organisatorisch wie technologisch möglich werdenden Steigerungen der Produktivität nicht zurückzufallen. Auf's Ganze gesehen konnte nur die gesamtwirtschaftliche Leistungsfähigkeit verhindern, daß neben den technologischen Problemen zusätzlich konjunkturelle Arbeitsplatzrisiken entstanden. Die Gewerkschaften erkannten mithin den Sachzwang der Dauer-Rationalisierung an, deren Folgen man mildern und deren Rasanz man mindern konnte, an deren Diktat sich aber nicht rütteln ließ. Und das war 1981 noch nicht anders als 1921.

Mit Bück auf größere Zeiträume sah sich diese Einsicht bei den Gewerkschaften dadurch unterstrichen, daß die durch Rationalisierungsinvestitionen erhaltenen Wettbewerbsvorteile des eigenen Landes der vertretenen Arbeitnehmerschaft (etwa auch durch Vollbeschäftigung) zugute kam. Trifft diese Sicht der Dinge auch weiterhin noch zu, wonach nicht die jeweilige Zukunftstechnik, wohl aber das Festhalten an alten Produkten problematisch ist? Fällt der unterstellte Rationalisierungs-Sachzwang weiterhin gleichsam wider seinen Sinn beschäftigungspolitisch vorteilhaft aus? Selbst wenn Innovation, Substitution und Rationalisierung einen in sich geschlossenen Kreislauf bilden, dessen Saldo „Wachstum“ heißt-hält das Wachstum noch, was es verspricht? Oder hat sich die Gesamtlage durch neue Faktoren drastisch verändert?

### Chip, Chip-Hurra!?

Zu verzeichnen ist ein möglichst enges Ankoppeln der gesellschaftlichen Ausbildungsziele an mutmaßliche technisch-ökonomische Trends, bei gleichzeitigem Abkoppeln von Pestalozzis Bildungsziel für „Kopf, Herz und Hand“ - alles in der Absicht, „den Menschen darauf zu reduzieren, wirtschaftliche Lei-

---

11. Tagungsbericht, Handelsblatt vom 22/23. Mai 1981, S. 3.



stungen möglichst reibungslos zu erbringen und sich im übrigen kritiklos, phantasielos und initiativlos in ungerechten Verhältnissen einzurichten, also nicht Subjekt seiner Geschichte zu sein, sondern bloßes Objekt von Herrschaft und Marketing". Derart erläuterte der Bildungsforscher Knut Nevermann<sup>12</sup> auf einer Tagung der IG Metall zu Fragen der zukünftigen Arbeitswelt eine politische Warnung des DGB-Vorsitzenden Ernst Breit, die Arbeitnehmer würden es sich nicht gefallen lassen, daß sie und ihre Belange zu einer „Restgröße der technischen Entwicklung" würden.<sup>13</sup>

Obschon allerseits also betont wird, auch forthin wolle man keine „Technikfeindschaft", beginnt sich die gewerkschaftliche Einstellung doch zu wandeln; mehr und mehr gerät das Bild von einer „neutralen Technik" in Bedrängnis. Zwar heißt auch heute „Fortschritt" vornehmlich: Verbesserung der Ertragsfähigkeit der Volkswirtschaft, und bei sinnvollem Einsatz aller Rationalisierungstechnologien *könnten* in diesem Rahmen auch Gesundheit, Arbeitszufriedenheit, soziale Gerechtigkeit oder auch die Entfaltungsmöglichkeiten des einzelnen gefördert werden. Die Chancen dazu wären vorhanden, vielleicht mehr denn je, und darauf baute die Interessenvertretung der Arbeitnehmer bisher ja auch unverdrossen. So wie die Dinge liegen, bestimmt aber nicht die Sozialmoral, sondern die unter Nutzendruck stehende gesellschaftliche Konkurrenz, ob Human- sowie Umweltverträglichkeit berücksichtigt werden. Schon Max Weber<sup>14</sup> sah voraus, daß mit der „Rationalisierung der politischen und ökonomischen Bedarfsdeckung das Umsichgreifen der Disziplinierung als eine universelle Erscheinung unaufhaltsam vor sich geht", und daß dabei auf Dauer „die Bedeutung des . . . individuell differenzierten Handelns zunehmend eingeschränkt" werde. Dann aber sähe sich der Mensch schließlich nur noch als „Humankapital" betrachtet, das - um nützlich zu sein - dringend mit den dazu erforderlichen Maschinen-Eigenschaften wie „Eindeutigkeit", „Berechenbarkeit", „Widerspruchsfreiheit" und „Reproduzierbarkeit" ausgestattet sein muß.

Die technische Durchformung der Welt vollzieht momentan eine qualitative Ausweitung, sie gewinnt eine andere Dimension, die nicht nur den kulturellen Gehalt dieses Prozesses in Frage stellt, sondern auch alle bisher vorgebrachten Hoffnungen auf seine soziale Beherrschbarkeit aufgibt. Die klassische Gleichung zwischen Fortfall und Schaffung von Arbeitsplätzen stimmt nicht länger, das durch die Mikroprozessoren neu-angeregte Wachstum scheint vornehmlich Arbeitslosigkeit zu produzieren. Geht der Arbeitsgesellschaft die Arbeit aus?, so lautet die bange Frage. Zu was wäre der Mensch dann aber noch nütze, so leistungs-konditioniert und erwerbs-verpflichtet wie er im Industrie-Zeitalter nun einmal geworden ist?

Ein Blick auf die Entwicklung der Robotertechnik mag zeigen, daß alle bisherigen Umfangs- und Tempo-Vorstellungen veraltet sind: Die erste Genera-

---

12. Zit. Gewerkschafter auf der Suche nach dem Gegengift, Frankfurter Rundschau vom 31.10.1985, S. 9.

13. Zit. DGB-Kongreß „Technischer Wandel". Handelsblatt vom 14.7.1985, S. 1.

14. Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Köln/Berlin 1964, S. 873.

tion der „eisernen Kollegen“ setzte je Automaten einen bis vier Arbeiter frei. Da aber auch Leute für Bedienung, Beaufsichtigung und Wartung benötigt wurden, belief sich der Netto-Verlust „nur“ auf 1,5 Arbeitsplätze. Inzwischen werden durch jeden „intelligenten Roboter“ vier bis 10 Stellen überflüssig. Und doch: Der technologischen Arbeitslosigkeit wäre womöglich beizukommen, von der Verkürzung der Arbeitszeit über die Humanisierung der Arbeitswelt bis hin zu Überlegungen einer Neu- oder Umverteilung des schwindenden Arbeitsvolumens liegen viele Vorschläge auf dem Tisch. Nicht so sehr die Arbeitslosigkeit - die selbstredend auch -, vielmehr die durch die neuen Technologien sich bis zur Unkenntlichkeit verändernde *Arbeit* selbst bereitet vielen Zeitgenossen zunehmend Alpdrücken. Was ist damit gemeint?

„Die Frage ist... nicht mehr, wer den Fortschritt will und wer ihn verantwortet, da ein Wille doch wohl die Möglichkeit einer offenen Wahl voraussetzen würde ... Das Problem ist vielmehr, den Fortschritt, d. h. seine jeweils nächsten Schritte zu vollziehen oder auch nur: mit ihm Schritt zu halten.“ Mit diesen Worten hat der konservative Soziologe Hans Freyer<sup>15</sup> schon vor zwei Jahrzehnten voll Sorge darauf aufmerksam gemacht, daß der technische Fortschritt zu einer Art von Naturgewalt wird. Hegels altes Bonmot, „Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit“, stimmt nicht mehr, wenn die Folgen dieses Wandlungs-Prozesses Begriffe wie Arbeit oder Freiheit völlig auf den Kopf stellen.

Zwischen den Menschen und seine bisher gewohnten Lebensweisen hat sich inzwischen ein riesenhafter und durchaus selbstherrlicher Komplex von Mitteln mit eigener Wachstumstendenz geschoben, und die Frage, ob ein solcher Apparat noch lenk- beziehungsweise nutzbar sei, ist in der Zukunft überhaupt erst noch zu beantworten. Die „Wachstumstendenz“ dieser Technostruktur beschleunigt sich vor aller Augen, nicht nur durch die internationale Vernetzung aller Organisationen, sondern vor allem durch technologische Durchbrüche, die immer rascher aufeinander folgen. Mit einer gewissen Rührung betrachtet man daher heute die historischen Effizienz-Bemühungen in der Arbeitswelt, wie sie beispielsweise 1929 in dem von Fritz Reuter besorgten, 1234 Seiten umfassenden „Handbuch der Rationalisierung“ zusammengefaßt wurden. Die dort veranschlagten Regeln der technischen, kommerziellen sowie volkswirtschaftlichen Nutzenrechnung veränderten ja trotz aller drastischen Eingriffe das Arbeitsleben selbst im Grunde noch nicht. Sie zielten auf eine Sparpolitik, auch schon auf die Senkung der Personalkosten, sie erhöhten den Arbeitsdruck, verschlechterten die Arbeitsbedingungen - auch das Arbeitsklima -; aber sie fanden ihre Grenze letztlich noch in informationellen und kontrolltechnologischen Mängeln: Alle Innovationen wirkten vornehmlich auf Standardisierung und Zeitverknappung ein, die Unterscheidung zwischen arbeitendem Mensch und Gerät jedoch blieb erhalten; die Morphologie des Menschen selbst blieb unberührt.

---

15. Hans Freyer, Hrsg., Technik im technischen Zeitalter, Düsseldorf 1965, S. 88.

Genau dies Tabu -wenn man so will: die Gestalt des menschlichen Denkens selbst - sieht sich immer rücksichtsloser gebrochen: Die Rationalisierung erfaßt Bereiche, von denen das 1921 gegründete „Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit in Industrie und Handel“ ebensowenig träumen konnte wie der 1924 geschaffene „Reichsausschuß für Arbeitszeitermittlungen“, die dem Kosten-Nutzen-Kalkül in der Industrie zum Durchbruch verhelfen wollten. Und diese Tendenz hängt mit dem Sieg der „neuen Technologien“ zusammen, die von der Mikroelektronik geprägt und verbreitet werden.

Anfang der sechziger Jahre gelang es erstmals, die einzelnen Bauelemente eines Stromkreises in Form einer integrierten Schaltung auf einem Chip aus Silizium oder Silikon zu vereinen; dies war die Sternstunde der Mikroelektronik, und keiner konnte an dem Tag voraussehen, wie weit die Büchse der Pandora durch diese Erfindung geöffnet würde. 1963 hatte ein derartiger fingerkuppengroßer Chip eine Kapazität von zunächst acht Informationselementen. Heute aber sind auf jedem Chip bis zu über 200000 hochintegrierte elektronische Schaltungen vereint, er kann 2 Millionen Anweisungen pro Sekunde ausführen, und - so wird vermutet - die Anzahl dieser Komponenten pro Silizium-Kristall läßt sich künftig jedes Jahr verdoppeln. Ausgehend von dieser Revolution strahlte solche Technik in ganz andere Wissenschaftssektoren aus, die dadurch geschaffen oder umgestülpt wurden. So die Roboter- und Sensorentechnik, die Oberflächentechnik, die Gentechnologien, die Biomassetechnologien, die Energiespeichertechnologien, Verbundwerkstoffe, Recyclingverfahren, die Telekommunikation und vieles andere mehr.

Alles in allem hat diese Technikexpansion geradezu rasende Arbeitsplatz-Veränderungen fast in der gesamten Volkswirtschaft bewirkt. Die neuen Kommunikations- und Produktionstechniken führten zwar durchweg zur Beseitigung der körperlichen Schwerarbeit; alle anderen Streßfaktoren am Arbeitsplatz scheinen aber eher zuzunehmen, einmal ganz abgesehen vom ständigen Arbeitsplatzrisiko und den steigenden Anforderungen an den Durchschnitts-Arbeitnehmer, mit den neuen Techniken um die Wette lernen zu müssen. Bei einer Umfrage im Metallbereich ergab sich, daß allein seit 1984 über 50 Prozent der Arbeitsplätze umgestaltet wurden, 20 Prozent der Arbeitnehmer mußten neue Techniken oder Maschinenfertigkeiten erlernen, über 25 Prozent der Arbeitsplätze wurden umorganisiert, in einem Jahr ein Wandel ohnegleichen. Weit über die Hälfte der dadurch Betroffenen berichtete, daß derartige Vorgänge ihre Arbeitsintensität erheblich steigerten. Das Rationalisierungsziel, bei gleichen Kosten die Produktivität zu heben, erfüllt sich damit. Aber die wachsende Arbeitsbelastung ist nur ein Sorgenpunkt von vielen; problematisch ist auch, daß derartige Umbauten meist eine Entqualifizierung nach sich ziehen, zumindest aber eine Einschränkung der Tätigkeitsmerkmale durch computer-gestützte Produktions- beziehungsweise Arbeitsabläufe. Auch die mit dieser *Entmündigung* verbundene Verschärfung einer noch dazu unpersönlichen Kontrolle verändert das Arbeitsleben, die daraus entstehende Entleerung eingespielter arbeitspolitischer Regulierungen ist bedenklich -

Stichworte wie „Personalinformationssysteme“ in den Betrieben oder die in den USA schon heimisch werdenden, auch mobilen „Leistungs-Spione“ mögen genügen.

Am riskantesten jedoch ist eine andere Entwicklung, die *unmittelbar* die Befindlichkeit berührt und die, sollte sie zur Regel werden, die Frage nach der menschlichen „Nützlichkeit“ grundsätzlich im Sinne seiner Maschinengängigkeit beantwortet, eine Tendenz, die der Soziologe Friedrich Pollock bereits 1956 in einer der ersten bundesdeutschen Gesamtanalysen der „Automation“ kommen sah. Unter dem Stichwort „Computer-Totalitarismus“ haben Autoren wie Kübler, Turkle, Ulrich, Volpert und andere mehr darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Typus einer „autonomen Maschine“ mit seinem Zwang zur instrumentierten Kommunikation auf Dauer eine Erstarrung der sinnlichen und intellektuellen Wahrnehmung beim Anwender hervorruft. Die Mechanisierung der geistigen Arbeit, die Schrumpfung des Arbeitsverkehrs auf die binäre Null-Eins-Logik des Computers, birgt die Gefahr, den Menschen routinemäßig und automatenhaft zu schabionisieren. Ein Maschinen-Denktypus könnte die geschichtliche Erfahrung löschen, daß Rationales und Irrationales notwendig aufeinander bezogen sind und damit für die Seinsqualität des Menschen mehr darstellen als die Verarbeitung von Informationen. Wenn sich die vom Computer nicht nur linearisierte, sondern auch noch zweckverengte Denkweise durchsetzt, dann erniedrigt sie den Menschen zum Anhängsel der Wissensmaschine. Dann programmieren nicht nur die Menschen den Computer, sondern dieser programmiert auf Dauer womöglich seine Bediener um, beschleunigt wird das Verschwinden von assoziativen Fähigkeiten; Persönlichkeitsmerkmale treten zurück; Kreativität, Unmittelbarkeit und alles Nicht-Quantifizierbare werden in den Bereich lästiger Unvernunft verdrängt - all das im Namen einer selbstauferlegten Sachzwanglogik.

Und schon werden unter dem Vorwand des Nutzens von den Sachwaltern der instrumentellen Vernunft weitere Großtechnologien ausgemalt, die eines Jules Verne würdig sind. Es stimmt nachdenklich, wenn man sieht, wie diese Selbstunterwerfungspläne sich zur Großmannssucht der Schaffung „künstlicher Intelligenz“ oder der schönen neuen Welt vollroboterisierter Fabriken steigern. Aus berufenem Munde hören wir von einem „goldenen Automatenzeitalter“ des Überflusses und der Lebensqualität; durch die Kombination von Bio- und Informationstechnologien soll ein *Technopolis* entstehen, das die freiwillige beziehungsweise konditionierte Umschöpfung des Menschen hinter sich hat. All das erinnert fatal an die leidigen Visionen vom „Übermenschen“, mit dem gewichtigen Unterschied freilich, daß diesmal dabei gerade das fallengelassen werden soll, was Nietzsche sich zur Qualitätssteigerung des *Menschengeschlechtes* gedacht hatte. Das Angenehme solle man mit dem Nützlichen verbinden!, so hatte es einst Horaz dem Abendland empfohlen. Wie konnte das Nützliche das Angenehme aber so völlig überwältigen, und noch dazu in dessen Namen?

In seinen Überlegungen zur Technik erinnerte Georg Friedrich Jünger<sup>16</sup> an deren unvermeidlich-faustischen Charakter: „Der Gedanke der Beherrschung der Natur durch einen Verstand, der ihr alle Kunstgriffe ablockt, ist groß gedacht, aber er kehrt seine Spitze auch gegen den Menschen, der ihn zu verwirklichen sucht. Indem er sich zum Herrn einer umfassenden Maschinerie macht, wird er zugleich das, was er nicht werden wollte, der Mechaniker aller jener Arbeitsvorgänge, die er ersonnen hat.“

Das Ausufern des Nützlichkeitsdenkens war die Folge einer Akzentsetzung auf die technologisch-wirtschaftliche Fortschrittsidee, die ihre großen Erfolge in der Dienstbarmachung der äußeren Welt erzielte. Nur hat sie leider inzwischen alle anderen Fortschrittsideen weggewischt. Die Mitteldimension unterwarf sich alle ursprünglichen Zwecke. Es scheint so, als ob nicht länger die Lebensqualität der Menschen, sondern das Funktionieren der zu ihrer Förderung erdachten Werkzeuge von Bedeutung ist. Solche *Verdrehung* ist frühzeitig kritisiert worden, bereits Heinrich Heine etwa hat nach einem Besuch englischer Fabriken vor hundertfünfzig Jahren erschrocken notiert, daß die Maschine den Geist der Menschen in Besitz genommen hat und „vor Geistesfülle fast wahnsinnig“ wirkt, während „der entgeistete Mensch als ein hohles Gespenst ganz maschinenmäßig“ dahinlebt. Und in seiner „Philosophie des Geldes“, um nur einen weiteren historischen Rufer in der Wüste anzuführen, hat der deutsche Soziologe Georg Simmel zur Jahrhundertwende vorausgesehen, daß die Entwicklung des „objektiven Geistes“ der Apparatur zur Daseinsbewältigung diejenige des subjektiven Geistes überholt, werde nicht beizzeiten gegengesteuert.

Als „Hilf sschrauben unserer Werkzeuge“ (Karl Kraus) scheinen heute die Menschen restlos den Lebensmitteln untergeordnet, angesichts all der „Sachzwänge“ ist es aber kaum mehr möglich, den Kulturwert solcher Entwicklung zur Debatte zu stellen. Etwa durch Erinnerung an die Ausgangslage, als es dem Utilitarismus mittels Kosten-Nutzen-Schätzungen noch um nichts anderes zu tun war als um die Verbesserung des menschlichen Wohlbefindens. Damals wirkte die Frage, „Zu was der Mensch noch *nütze* sei?“, eher paradox, weil es eigentlich doch darum ging: „Was dem *Menschen* nützt!“ Heute ist die Frage beinahe gegenstandslos, weil sofort ein Streit über „den“ Menschen und seine Bedürfnisse entbrennt. So haben sich die Zeiten geändert. Nützlich scheint der Mensch der Zukunft offenbar nur, wenn er bereit ist, sich rechtzeitig den Anforderungen seiner technischen Kunstprodukte zu stellen, es sei denn, diese nehmen ihm auch noch solche Last ab, weil sie doch alles schneller, genauer, unermüdlicher, angepaßter, mit einem Wort eben „automatischer“ vermögen. Was aber dann?

---

16. Georg Friedrich Jünger, *Die Titanen*, Frankfurt 1944, S. 119.